

Rüdiger Lautmann

## Wie soziologisch ist die Kritische Sexualwissenschaft?\*

Hier lesen wir ein eindrucksvolles Werk, das – entgegen seinem neckischen Untertitel – überhaupt nicht fragmentarisch daherkommt, sondern mit entschlossener Theorieabsicht zupackt. Dieser Entwurf kann für sich bestehen, als Konzeption eines disziplinübergreifenden und praxisorientierten Fachs zum Sexualitätsfeld. Alle derart gegenstandsbezogenen Ansätze hängen indessen wissenschaftstheoretisch in der Luft, sie sind nicht grundlagenwissenschaftlich geerdet. Selbst so etablierte Fächer wie die Soziale Arbeit oder die Kriminologie leiden an diesem kaum heilbaren Mangel. Sie betrachten und analysieren ihr Objekt, aber von welchem Standort aus und mit welcher Optik? Daher sei hier gefragt, ob Sigusch seiner Sexualtheorie eine feste (statt eklektische) Grundlage beschaffen kann. Und inwieweit berührt er die Soziologie?

### Was diese Sexualtheorie besagt

Eine griffige Definition zu ›Sexualität‹ wird oft gesucht; allerdings wird man nicht fündig werden – zu Recht, meint Volkmar Sigusch. Denn Sexualität sei etwas »ständig transformiertes« (25); es komme darauf an, »was gedacht und gemeint wird, [...] wie wir uns die Dinge und die Welt zurechtlegen« (25f.). Das wäre nun reiner Herbert Blumer, würde es nicht später durch naturalistisch-objektivistische Annahmen konterkariert. Der Autor hütet in der eigenen Brust die Ambivalenz, die das Alltagswissen zum Sexuellen seit Sigmund Freud (und Magnus Hirschfeld und und) durchzieht. In den begrifflichen Gefilden von Körper, Kommunikation und Affekt ließe sich aber durchaus eine überzeugende Definition herstellen.

Wir bekommen eine *Allgemeine* und viele *spezielle* Sexualtheorien vorgesetzt (ganz ähnlich wie in der Soziologie aufgeteilt wird). Die eine im vorderen Drittel, die vielen anderen in den zwei weiteren Dritteln des Buchs. Auf den durchaus geschlossenen Theorieansatz seien einige Streiflichter geworfen. Als ›*Objektiv*‹ bezeichnet Sigusch »eine gesellschaftliche Installation, in der sich materiell-diskursive Kulturtechniken, Symbole, Lebenspraktiken, Wirtschafts- und Wissensformen auf eine Weise vernetzen, die eine historisch neuartige Konstruktion von Wirklichkeit entstehen lässt« (33). Als ›Sexualob-

\* Anmerkung der Redaktion: Die Seitenzahlen in den runden Klammern beziehen sich hier wie in den folgenden Forumsbeiträgen auf: Sigusch, Volkmar (2013): *Sexualitäten. Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten*. Frankfurt/M./New York: Campus. An dieser Stelle sei dem Campus Verlag für die Unterstützung gedankt.

ktiv« gilt ihm dann der »Prozess der gesellschaftlichen Installation einer ›Sexualität‹ genannten Symbol-, Wahrnehmungs-, Beurteilungs- und Erlebensstruktur der Menschen« (37). Dieser Sammelbegriff zu den ökonomischen, politischen und kulturellen Verhältnissen ist ein m.E. unnötiger Neologismus, der dem nichts hinzufügt (vielmehr eher entdifferenziert), was die gegenwärtige Soziologie für relevant hält. Sigusch reagiert auf Michel Foucault und will dessen Dispositiv-Konzept nutzen, ohne die Machtphilosophie zu übernehmen, weil dadurch der Faden einer Kritik der Politischen Ökonomie abreiße. Aber er entfernt sich mit dem Objektiv-Konzept ohnehin weiter denn je von seinen materialistischen Anfängen, die jetzt vor allem in rhetorischen Kaskaden gepflegt werden.

Einen zentralen Topos bilden drei sexuelle Revolutionen im 20. Jahrhundert (9): erstens durch Freud (in Gestalt seiner *Drei Abhandlungen* von 1905), zweitens die Trennung zwischen Fortpflanzungs- und Sexual-Sphäre, drittens die von Sigusch so getaufte Neosexuelle Revolution (226-234). Das Davorliegende wird als ›Paläosexualität‹ bezeichnet (228). Die Zerrüttung durch den Neoliberalismus habe die neosexuelle Revolution zur Folge gehabt (544). Die Dynamik des Kapitalverhältnisses reiße immer mehr vordem selbständige gesellschaftliche Sphären in die ›reelle Subsumtion‹ hinein.

Die Vorliebe für das Revolutionskonzept liegt im marxistischen Duktus. Seit den Endsechzigern ist damit viel Humbug angestellt worden (autobiographisch luzide geschildert von Ulrike Heider 2001). Sigusch macht seine Neosexuelle Revolution offensichtlich an den Veränderungen des Geschlechterverhältnisses fest, an der wachsenden Gleichheit der Frauen (vgl. in diesem Sinne 117-124, 238, 263, 352), ferner am Aufstieg des Transgenderphänomens (257). Dass sich dadurch die sexuellen Verhältnisse verschieben, und zwar grundstürzend, das ist tatsächlich auf vielen Feldern zu beobachten und harret der Analyse. Viele von Siguschs Argumenten beziehen sich allerdings auf den Diskurs und die Darstellung, nicht auf die Realität des Sexuallebens (vgl. z.B. 229, 284).

Es ist nutzlos, über das Für und Wider von Siguschs Behauptung einer Neosexuellen Revolution zu streiten (ablehnend z.B. Lewandowski 2007). Denn das Wort Revolution wird hier metaphorisch und nicht begrifflich eingesetzt (vgl. 231). Den spätestens in den 1990ern einsetzenden Umbruch im offiziellen Sexualreglement halte auch ich für unübersehbar (vgl. Klimke/Lautmann 2006). Ob das nun ›revolutionär‹ heißen darf oder ›nur‹ sozialen Wandel darstellt, mag getrost dahingestellt bleiben.

## Die sozialtheoretischen Grundannahmen

Sigusch hält an seiner Abhandlung von 1984(b) fest, wonach »sich die Mystifikation des Sexuellen und der Liebe aus der Kritik der Politischen Ökonomie, insbesondere mit Hilfe der Vermittlungskategorie des Fetischcharakters ableiten lässt« (75). Nun gut, den Ableiter-Marxismus hat die Soziologie lange hinter sich gelassen, und die alte, hochambitionierte Abhandlung schmeckte tatsächlich wie »trockenes Brot« (75). Wir hätten aber »zur Kenntnis zu nehmen: dass wir nach wie vor im Kapitalismus leben. [...] Daher] führt nach wie vor an wertkritischen und politökonomischen Analysen kein Weg vorbei« (75). Große Worte! Welche Taten aber folgen?

Zum theoretischen Grundgerüst nennt Sigusch diese Stichworte: »politökonomische Fetisch- und Wertkritik, Theorem der Mystifikation des Sexuellen, Theorem der produktiven und unproduktiven Verstofflichung, Dialektik von Autopoiesis und Autodestruktion sowie Theorie der Hylomatie« (232). Hylomatie ist ein komplexer Begriff, der die Verstofflichung des Lebendigen und Verlebendigung von Apparaten bezeichnet. Sigusch macht sich augenscheinlich stark, eine Sexualtheorie aus seinem eigenen Geist zu entwickeln – ein kühnes und auch ipsistisches Unterfangen. Er begründet das damit, die Soziologie habe sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, »nicht in der Lage gesehen, Sexualität, Kultur und Gesellschaft kritisch zusammen zu denken« (10). Auch für Psychoanalyse und »die aus wenigen Personen bestehende akademische Sexualwissenschaft« (10) wird diese Leerstelle konstatiert. Das ist ein zu vertiefender Befund; denn ein Zufall oder Versäumnis kann es kaum sein, sondern muss mit dem Gegenstand zusammenhängen. Nur wie?

Siguschs Kritische Sexualwissenschaft steht in der Tradition der Frankfurter Schule. Und da hier Marx & Freud als Gestirne am Theoriehimmel strahlen, versteht man auch die Erkenntnisziele: einerseits zu kritisieren, dass unsere »Paläosexualität noch nicht ganz in Vollzug, Marktförmigkeit, Apathie und Aggression untergegangen ist« (10), andererseits die Triebförmigkeit im Sinne einer ungebändigten Kraft zu behaupten. Zusammen ergibt diese Mischung die Klage um das »sexuelle Elend« (11).

Oft aufgerufen wird eine politökonomische Fetisch- und Wertkritik (z.B. 76f.); gemeint ist die Verwertungsgesetzlichkeit des Kapitals. Damit zielt Sigusch auf Marktmechanismen; einige Beispiele dafür: »[...] in einer Gesellschaft, die alles darauf abklopft, ob es benutzt oder verwertet werden kann« (414); »die Verwertbarkeit der Gesellschaftsmitglieder« (500); »Alles wird angeboten, verkauft, vermietet, verwertet« (65 sowie wortgleich 501). Die gesellschaftliche Strukturbildung vollzieht sich durch Tausch, Ware und Fetischismus, im Spätkapitalismus ergänzt durch Wissen und Hylomatie; all dies strukturiert grundlegend die Spezialform Sexualität (so 38). Wenn nun die heutige und hiesige Sexualwissenschaft das nicht einsehen mag, so erklärt unser Autor das nachsichtig damit, dass jene Ideen eben nicht abstrakt, sondern wirkmächtig und materiell seien, indem sie das (falsche) Bewusstsein produzieren (64). Wie gut, seufzt man hier, dass es noch einige Erleuchtete gibt.

Wie ›beweist‹ oder wenigstens illustriert man die allenthalben starken Generalisierungen? Das geht als Frage an sämtliche soziologischen Theorien und ist nicht speziell Siguschs Problem. Aber ich vermisse doch: eine Suche nach Gegenbeispielen, die Abwägung nach Mehr-oder-Weniger sowie Pointierungen nach Zeit, Ort oder Milieu. Auch die alte Kritische Theorie hatte sich für derartige ›Verdoppelungen der Wirklichkeit‹, d.h. banale Empirie, nie sonderlich interessiert.

*Kapitalismus* wie *Sexualität* verfügen über einen festen Kern, den der Verfasser mit den üblichen Termini umreißt (542). Nun fragt man sich, was die beiden Kerne in ihrer Festigkeit miteinander zu tun haben. Offenbar nur dies, dass sie den »technologisch-gesellschaftlichen Veränderungen« standhalten, »weil sie einen physischen Boden haben« (542). So kommt es zu einem typischen und leider verwirrenden Nebeneinander: einerseits die Dynamik des Kapitalismus und die ständigen sexuellen Revolutionen, anderer-

seits die Konstanz des Kapitalismus und der Politischen Ökonomie. Die Soziologie tut sich schwer, diese Herausforderungen eines ›dialektischen Denkens‹ bei sich zu integrieren.

Immerhin gibt Sigusch sein wertkritisch-materialistisches Konzept nicht als Alleinerklärung aus. Dazu sei die »gegenwärtige kapitalistische Gesellschaft viel zu komplex, bewegt sich viel zu krisenvermittelt und nicht linear, strotzt vor Paradoxien und wird immer noch sozial und politisch verändert« (76). Die Geschlechts- und Sexualformen »können nicht allein zeichen-, text-, differenz-, diskursanalytisch usw. begriffen werden« (76). Die Analysen der Wertkritik stehen also bloß »neben der Urbanisierung und Medialisierung, neben der Diskursivierung und Textualisierung der Sexualität« (77). Womit natürlich wieder alles offen ist.

Zusammenfassend: Die Allgemeine Sexualtheorie präsentiert sich hier in zahlreichen Anläufen, in denen eigene Begriffe eingeführt und allerlei Gegnerpositionen zurückgewiesen werden. Daraus lässt sich ein konzeptionelles Gerüst präparieren, das mit wenigen Grundbegriffen auskommt und jeglicher Totale entsagt. Darüber hinaus haben jahrzehntelange Lektüren und Forschungen einen reichhaltigen Werkzeugkasten geschaffen, aus dem sich Sigusch frei und souverän bedient. Nur wird das kaum jemand nachmachen können. Eine auf diese Weise entstandene Theorie wird schwerlich Schule machen, wenn ihr die Lehrlinge und Meisterschüler\_innen fehlen. Eine kleine, verschworene Ingroup schuf hier das Wissenskorporus und blieb damit unter sich, faszinierte aber ein großes Publikum. Damit einher geht ein hoher Grad an Selbstbezug: das eigene Werk wird stilisiert und variiert.

## Natur – Körper – Trieb – Sexualität

In früheren Schriften hatte Sigusch noch von einer ›Naturbasis des Sexuellen‹ gesprochen, auch einen ›festen Kern von Sexualität und Geschlechtlichkeit‹ gesehen. Dabei drohen die ontologische und die ethische Ebene durcheinander zu gehen. Die Naturbasis von körperbeteiligten Handlungen ist schlechthin nicht zu bestreiten; inwieweit eine Soziologie das integrieren kann, befindet sich gegenwärtig in der Diskussion. Auf ganz anderem Blatt aber steht die ›Natürlichkeit‹ als Begründung für Normen. Sie ist moralphilosophisch diskutierbar und soziologisch analysierbar (hinter den vielleicht unerwarteten Kronzeugen Helmut Schelsky wollen wir aber nicht zurückfallen). Bei Sigusch kommen die Ebenen in direkten Kontakt, wenn er schreibt: einerseits trete der »natürliche Anteil am Sexuellen nie unmittelbar, sondern stets nur als historisch Gewordener [sic!] und gesellschaftlich Produzierter [sic!] in Erscheinung«; andererseits drücke das Sich-Berufen auf die Natur der Sexualität die allgemeine Verblendung und Ratlosigkeit aus (28).

Dem Konzept des Triebes gilt Siguschs ganze Neigung. Es werden Sigmund Freud, Reimut Reiche und Ilka Quindeau als Referenzautorinnen benannt (180). Einer soziologischen Sichtweise wird das Konzept seltsam fremd und unhandlich vorkommen. Meine Idee wäre, hier weiterzuarbeiten und die neue Prominenz des Körpers in der Soziologie (vgl. dazu Lautmann 2012) als Denkort für die gesellschaftliche Bedeutung und Formung

der ›Triebe‹ zu nutzen. Auch die ebenfalls voranschreitende Soziologie der Emotionen wäre ein geeigneter Platz. Bei George H. Mead gehören sie zum Ich. Sie (und nicht nur der sexuelle Teil) können als Reiz gelten, der Gesten auslöst, die ihrerseits vom Gegenüber wahrgenommen werden, Kommunikation in Gang setzt, mental wie körperlich usw. Dass bei Mead das Ich neben den biologisch gegebenen Trieben auch die Kreativität und Spontanität des Menschen enthält, kommt genau der Grundidee vom konstitutionell nicht durchprogrammierten Handeln in der Sexualität sehr nahe. Der Trieb wird hier nicht (wie noch bei Freud) im dunklen, wenig geheuren Es lokalisiert, wo ihn das Über-Ich zu überwältigen und ins Ich zu integrieren hat. Vielmehr gehört er zu den ›normal handlungsleitenden Kräften der Person.

Was ist der Platz des Körpers in der ›kritischen Theorie‹ eines Autors, der von der Medizin zur Soziologie kam? Unbestreitbar richtig konstatiert Sigusch, die »anatomisch-physiologische Ausstattung des Menschen [...] setzt Richtungen und Begrenzungen, wenn auch noch so randständige und kraftlose« (30). Der Körper repräsentiert hier meist die biologisch-naturale Dimension. Damit ist er aber längst nicht in eine Sozialanalyse hineingeholt; ihm wird nur leise Tribut gezollt. Das Wort kommt im Schnitt auf ungefähr jeder Buchseite vor, aber nur einmal im Sachindex. Da besteht Entwicklungsbedarf.

Allzu einfach, d.h. ungenügend empirisch fundiert, ist es, wenn Sigusch plötzlich medizinisch diagnostiziert: »Sind die Nerven durchtrennt, sticht alles Gesellschaftstheoretische ins Leere, und an der *bio*-logisch folgenden Impotenz prallt jede Kritik hilflos ab« (30). Es ist aber m.E. eine offene Forschungsfrage, was sexuell geht, wenn ›die Nerven durchtrennt‹ sind. Ich bin sicher: Da ist mehr als Nichts.<sup>1</sup> Auch die operierten Transsexuellen bieten hier ein relevantes, wengleich bislang wenig beachtetes Forschungsfeld.

## Soziologie in der Kritischen Sexualwissenschaft

Dem Themenfokus der *ZTS* entsprechend sei gefragt: Wie viel genuine Soziologie steckt in Siguschs Sexualtheorie? Der Autor hatte Heimatrecht im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Frankfurt/M. und lässt sich auch immer wieder einmal im Klappentext eines seiner Bücher als Soziologe bezeichnen. Die Frage tut ihm also kein Unrecht. Sieht man nun sein Buch nach den großen Namen der Soziologie durch, dann findet man solche meist nur in Aufzählungen – bei den (übrigens in unnachahmlicher Eleganz servierten) *tours d'horizon* durch die Denklandschaften. Da wird dann schon mal Max Weber (67, 498) mit Namen erwähnt. So etwas gelingt nur erfahrenen Meistern: ihren Kontakt mit den anderen Größen fachgerecht anzudeuten, ohne ins Nacherzählen

1 Diese Vermutung habe ich einmal vor zwei Jahrzehnten in einem Vortrag über ›Konstruktionismus und Sexualwissenschaft‹ ausgesprochen und dabei Berichte zum sexuellen Erleben kloritorisbeschnittener Frauen erwähnt. Das stieß auf eine überaus erregte Kritik – als hätte ich die abscheulichen Beschneidungspraktiken gerechtfertigt – und so ließ ich die Passage in der Druckfassung weg. Sigusch würde vielleicht erwidern: Auf nichtwestliche Verhältnisse passen unsere Begriffe nicht, wir bewegen uns dann in völlig verschiedenen »Sexualobjektiven«. Das stimmt, negiert allerdings radikal die Erkenntnismöglichkeiten eines Kulturvergleichs.

zu verfallen. Aber allein so gehen die soziologischen Größen nicht in die eigene Theorie ein; sie schmücken bloß den Text.

Gar nicht vorkommen: Emile Durkheim, Vilfredo Pareto, Karl Mannheim, Talcott Parsons (die alle zur Sexualsoziologie beigetragen haben). Dass Helmut Schelsky völlig übergangen wird, dürfte absichtsvoll-bestrafend gemeint sein; Schelskys brillianter Essay von 1955 war streng soziologisch durchargumentiert – in der Perspektive seines Verfassers – und konnte damals als politisch liberal durchgehen, heute allerdings wirkt er reaktionär. Der Verzicht auf die soziologische Theorietradition zeigt ein andermal die psycho-materialistische Schlagseite der Kritischen Sexualtheorie. Dem hilft die ebenso einseitige wie merkwürdige Sympathie für die Werke von Niklas Luhmann (dazu unten) nicht ab.

Mich schmerzt besonders, dass Sigusch kaum von der Interpretativen Soziologie profitiert. George H. Mead kommt nicht vor. Von Norbert Elias stammt die folgenreiche These, im ›Prozess der Zivilisation‹ werde der Körper so geformt, dass Triebe und Affekte unter Kontrolle genommen werden. Im Buch heißt es dazu, Intimisierung sei Fortsetzung der Zivilisierung (35, 411) – Sigusch nimmt Elias also zur Kenntnis, ohne ihn verwenden zu können oder wollen. Von Anthony Giddens wird gerade mal der Begriff der ›Reinen Beziehung‹ angeführt, um dann dafür kritisiert zu werden, es bleibe »die Schattenseite der Emotionalisierung und Intimisierung unterbestimmt, jene Seite, die von Abhängigkeit, Einschränkung und Aggressivität bestimmt wird« (411). Erving Goffman kommt nicht vor, zu schweigen von Murray S. Davis.

Aus der Philosophischen (sozialwissenschaftlichen) Anthropologie werden am Rande je zweimal Arnold Gehlen (67) und Helmuth Plessner genannt, aber nur, weil dieser von anderen Autorinnen verwendet wird (z.B. Gesa Lindemann, vgl. 121). Nicht, dass in dieser Soziologieliteratur viel über das Sexuelle zu finden wäre; aber starke Anstöße waren hier schon früh zu verzeichnen, etwa Berger/Luckmanns (1969: 121-125) ebenso treffsicheres wie amüsanter Gedankenspiel, wie denn wohl eine Gesellschaft aussähe, die »Homosexualität zur Institution« gemacht hätte.

Von Pierre Bourdieu übernimmt Sigusch nur die Bemerkung zur *pensée unique*, d.i. »ein Denken, das sich einredet, es sei das einzige, das die gegenwärtige Wirklichkeit denken kann« (82f., 204). Aus der gegenwärtigen Soziologie kommen Zygmunt Bauman (ausführlich) und Richard Sennett vor – Autoren, die den Sprung von der Grundlagendiskussion zur Zeitdiagnose und *Public Sociology* erfolgreich unternommen haben. Da ist dann aber keine Theorieentwicklung zuhause. So mancher soziologieträchtige Name findet sich also in dem dicken Buch, freilich ohne den Gedankengang zu prägen.

Nur mit Niklas Luhmann hat Sigusch sich ausführlich beschäftigt und lässt sich herbei, eine Reihe von dessen Konzepten vorzuführen. Auch wenn er »die gravierenden erkenntnistheoretischen und politischen Differenzen« (73) bedauert, sieht er Anschlussmöglichkeiten. Dies ist eine Parallele, die sich m.E. stets für das Verhältnis von Marxisten und Systemtheorien ziehen lässt – und die den Resultaten völlig äußerlich bleibt. Sigusch zeigt sich beeindruckt, dass seine Entdeckung einer neosexuellen Revolution mit Luhmann'schen Perspektiven übereinstimme (was Sven Lewandowski noch nicht so sehe, vgl. 73). Und adelt Luhmann zum »Karl Marx des sogenannten Spätkapitalismus«

(73). Der Oerlinghauser, könnte er das hören, würde sich bedanken, nein: er hätte etwas zu lachen. Prinzipiell kritisiert Sigusch an Luhmann den »funktionalistischen Reduktionsismus« (96); ihm fehle das Stoffliche. Er fährt aber damit fort, Luhmann zu lesen, weil er hier das Theorem der Autopoiesis findet, wie er es in seinem Konzept der Hylomatie einsetzt. Im Übrigen wird Luhmann auf passende Stellen hin gelesen, wie man sie in dem gehaltvollen Riesenwerk immer wird finden können. Wenn Luhmann etwas zum Wirtschaftssystem sagt, liest Sigusch das als Aussage zum Gesellschaftssystem. So kommt es zu dem Irrtum, Geld habe dort den Vorrang vor Wahrheit und Recht (73).

Ob Sigusch seine Sexualtheorie durch solche Manöver soziologisiert, erscheint zweifelhaft. Denn Luhmann war oft als Hyper- und Metatheoretiker unterwegs, an den sich alle möglichen Einzelwissenschaften anschließen konnten. Jeder Versuch, die vorfindliche Sexualorganisation mit einem der Ansätze aus der Allgemeinen Soziologie zu erfassen, muss dankbar registriert werden, weil solche Versuche allzu selten bleiben. Alternativ zu Siguschs materialistischem Ansatz kommt die Systemtheorie in Betracht (ausgeführt bei Lewandowski 2004); daneben gibt es einschlägige Texte in der Interpretativen Soziologie (resümiert bei Lautmann 2002) sowie die älteren Ansätze.

## Halbierte Perspektiven

Nur leicht zuspitzend lässt sich sagen: für Sigusch reduziert sich die (aktuelle) Soziologie auf Luhmann. Das ist kein Wunder, nach dessen Adorno-Vertretung 1968/69 in Frankfurt/M. und der damals berühmten Kontroverse im gemeinsamen Buch mit Habermas von 1971. Diese Fokussierung zahlt indessen einen hohen Preis: Sexualität kommt vor allem als ein Gesamtphänomen in den Blick, das sexuelle Handeln hingegen wird ausgespart. Die gründlichen Studien der Gruppe um Edward O. Laumann, empirisch auf tadellosen Erhebungen fußend, werden zwar als Surveys erwähnt (462, 506), interessieren Sigusch aber nicht weiter. Soziologisch gesehen bedeutet das eine Halbierung – Makro- ohne Mikroanalyse. Diese Tendenz macht die beeindruckend griffigen, aber oft seltsam nivellierenden Verallgemeinerungen des Buchs nachvollziehbar. Luhmann war gegen solche Einseitigkeit gefeit; seine frühe Faszination durch Sozialphänomenologie und insbesondere durch Erving Goffman hat ihn zeitlebens mehrebenenanalytisch denken lassen. Die nichtsoziologische (und nichtkritische) Sexualwissenschaft ihrerseits huldigt einem extrem mikroanalytischen Ansatz, wenn sie so gerne von »Fallvignetten« ausgeht, wozu sie von ihrem klinisch-therapeutischen Hintergrund verleitet wird.

Damit zusammenhängend fällt eine weitere Leerstelle auf: Der kritischen Blickrichtung mangelt es am lustvoll-konstruktiven Kern des Sexuellen. Leiden und Destruktivität werden allenthalben hervorgehoben. Nun nehmen die Menschen die Schattenseiten doch in Kauf, weil sie sich Lust erhoffen. Und diese Aussicht ist kein leerer Schein. Das geschlechtliche Begehren ist eine unvergleichlich kommunikationsstiftende Kraft, aus ihm gehen Institutionen hervor und es treibt kulturelle Produktionen ohne Zahl an. Das vergesellschaftlichende Potenzial des Sexuellen lässt sich soziologisch sehr wohl erfassen.

Sigusch indessen kapriziert sich auf die »Kritik, weil Lust und Macht, Begierde und Gewalt, Liebe und Tausch, sexueller Vollzug und allgemeine Verstofflichung ineinander liegen« (12, ähnlich 188). Hiernach überlagert das Schlechte das idealerweise Gute, und zwar vollkommen, »weil das gesunde und glückliche Sexualleben nun einmal die Ideologie seiner Verhinderung ist« (12). Die Dimension ›Glück‹ bleibt chancenlos. Der kalte Mond hat sich vor die wärmende Sonne geschoben – es herrscht die Finsternis.

Ähnlich ergeht es in diesem Buch der ›Liebe‹. Sie ist eine »allgemeine Mystifikation«, ein Fetisch (53, 559). Das besagt etwa, sie legt einen Zauber über das gesellschaftliche Verhältnis und täuscht so darüber hinweg, dass dieses tatsächlich einen Warencharakter angenommen hat. Zwar wird einbekannt: »Von allen kulturellen Mystifikationen ist die Liebe noch die unverzichtbarste« (565). Das gilt insbesondere für die »antikapitalistische Kostbarkeit der Affektliebe«, das ist eine spontane, triebliche Form (560f.). Und doch ist sie »eine Orgie gemeinster Erniedrigungen« (52).

›Lust‹ weicht hier der ›Unlust‹ (z.B. 152), der ›Lustlosigkeit‹ oder gar dem ›Verlust‹. Die spätmodernen Individuen suchen zwar beständig nach ihr (hier schließt Sigusch an Bauman an), nur finden sie sie nicht. »Die Lust aber, die wir kennen, gründet auf der Entfremdung, ist auf Verbote, Versagungen und Angst verwiesen« (174). Sexualität sei heute »eher eine banal-allgemeine Selbstverständlichkeit wie Egoismus oder Motilität« (228). So gibt es für diesen Autor ein erfülltes Begehren nur außerhalb der bestehenden Reglements; denn bedauerlicherweise »plädiert heute keiner ernsthaft für die Anarchie der Lust« (168). Sarkastisch wird angemerkt, »wie tumb die Lust ist, die das *Commercium matrimoniale* Immanuel Kants, die der wechselseitige Gebrauch der Geschlechtswerkzeuge durch die normopathischen Ehegatten im Allgemeinen produziert« (373). Muss so über einen Typus gesprochen werden, der die übergroße Mehrzahl sexueller Begegnungen ausmacht? Nein.

Es ist gewissermaßen der Alltag, der mit einem von Siguschs Leitbegriffen als elend abgetan wird. Illusionär sei die Annahme, das nichtperverse Seelenleben werde von Gefühlen der Nähe, Erregung, Lust und Zuneigung durchdrungen; vielmehr tun das Gefühle der Leere, des Hasses, der Bitterkeit und der Angst (379). Als Klage über vorhandene Deformationen ist das brauchbar, als Analyse der bestehenden Sexualverhältnisse nicht. In welche erkenntnistheoretische Sackgasse die Aussage gerät, zeigt ein Satz wie: »das Elend kann nicht gemessen und nicht übertrieben werden« (101, ähnlich 535).

## Kritik als Politik

Siguschs Sicht ist forschungsbiographisch geprägt von den schwierigen Seiten des Sexuellen, beginnend mit der Studie von 1970 zu ›Exzitation und Orgasmus bei der Frau‹, so wie es damals um diesen stand. Die frühen Hamburger Arbeiten der Gruppe mit Giese, Schmidt und Schorsch, sehr informativ beschreibend zum sexuellen Verhalten von Arbeitern, Jugendlichen und Studierenden, führte Sigusch nicht fort, nachdem er in Frankfurt/M. sein eigenes Institut gegründet hatte. Nun war, dem *genius loci* verpflichtet, ›Kritische Sexualwissenschaft‹ angesagt und wurde sehr konsequent betrieben. Die Hoff-

nungen und Illusionen der Aufbruchzeit um 1969 sind der Wut und Resignation gewichen. Wahrheit gibt es für ihn heute nicht (mehr). »Die sogenannten Wahrheiten der Wissenschaft, die immer mehr zur Hure des Marktes und der Politik wird, sind allzu käuflich und unwissend« (22). Was es gibt, sind auf 600 Seiten ›Wahrheiten‹ über Lüge und Zerstörung. Sieht so Verzweiflung aus?

Hier kommt als *running gag* ins Spiel: das »sexuelle Elend« (11, 85, 125, 189, 330, 334f., 558, 570). Ist das so, weil im entwickelten Kapitalismus einfach alles kommodifiziert ist? Das wäre die logische Ableitung aus einem (so nicht bewiesenen) Allsatz. Oder sprechen angebbare Fakten dafür? (Vielleicht adressiert es bei einer Leserschaft die allfälligen Enttäuschungen mit den hochgefütterten Erwartungen an sexuelles Glück.) Mutmaßlich gibt es hier und heute weitaus mehr sexuelle Aktionen als anderswo und früher. (Wirklich: *früher war weniger Lametta*.) Die Opportunitäten sind so reich, die Reglements so locker, der Wohlstand ist so hoch, die Nichtarbeitszeit so lang, dass die Vermutung plausibel sein dürfte. Warum also ›Elend‹? Vielleicht entspricht die Qualität nicht der Quantität? Von allen Seiten werden Wachstumsraten gemeldet (alarmistisch für Pornografie und Prostitution), neue Szenen entstehen (PT, IT etc.), Partnerschaften werden für die Dauer befriedigenden Sexualerlebens eingegangen – man kann kaum annehmen, dass die Leute das machen, weil sie dort sexuell frustriert werden. Von ›Elend‹ kann nur mit Bezug auf ideale Maßstäbe gesprochen werden. Nun ja.

Der Duktus dieser Theorie ist beschwörend, narrativ und literarisch. Über viele Seiten ertönt ein ›Mensch, kehre um!‹ »Kritischer Sexualwissenschaft geht es darum, Ungleichheit, Missbrauch und Gewalt zu bekämpfen« (204). Darin trifft sie sich mit der Soziologie, im Verständnis eines Großteils ihrer Anhängerschaft. Nur die militante Tonart (›bekämpfen‹) und die Absage an die Wahrheitssuche (›[...] kann es nicht um die Wahrheit gehen« (204)) verraten ein nicht ganz angebrachtes Temperament. »Parteiische Wissenschaft« hält Sigusch »für eine gesellschaftliche Notwendigkeit« (84). Er meint damit nicht etwa Parteilichkeit sondern Engagement und den *Amor mundi*, die Liebe zur Welt (83). Schön! Aber viel mehr als eine Vorfeldentscheidung ist damit nicht getroffen. Unser Autor will jedoch daraus das Recht und die Pflicht herleiten, immer wieder das »sexuelle Elend« zu kritisieren. Sigusch hält eine wertneutrale Theorie für unmöglich; jede Geschlechts- und Sexualtheorie sei politisch (200).

Solche Varianten werden manchmal ›Sexosophie‹ genannt, und das ist abqualifizierend gemeint. Daran mag einiges stimmen, insoweit es die Ableitungslogik und ein gewisses Übermaß an Beredsamkeit anlangt. Auch lassen sich die ›sexosophischen‹ Gedankenflüge zu allermeist nicht kritisieren, d.h., in widerlegbare Argumente übertragen, umkreisen sie doch bilder- und assoziationenreich ihren Gegenstand. Man wird sie hassen oder bewundern (ich entscheide mich aufrichtig für die zweite Möglichkeit). Vordem (1984a) war dieser Denkstil bei Sigusch noch nicht so entwickelt. In seiner klassischen Kontroverse mit Gunter Schmidt über *Trieb vs. Motiv* wurde um die protosexologische Grundlage gerungen; das war ebenfalls prinzipienbezogen, aber nicht so bekenntnishaft, wie die späteren Beschwörungen klingen.

Sympathisch berührt, wie Sigusch die Entwicklungsoffenheit der gesellschaftlichen Verhältnisse propagiert – allerdings aus ethischen Gründen. »Ohne Utopien aber sind

der Gemeinheit Tür und Tor geöffnet« (82). Gesellschaftliche Kontingenz und Offenheit der Zukunft lassen sich sehr wohl auch soziologisch begründen.

## Der epistemologische Status einer ›Theorie der Sexualität‹

Eine ›Theorie der Sexualität‹ wird es – angesichts der heutigen Differenziertheit der Wissenschaften – genauso wenig geben wie eine Theorie der Arbeit, Theorie der Religion, Theorie der Musik usw. Die Erkenntnisse schreiten unter einzelwissenschaftlicher Perspektive voran, jede davon im Wettlauf mit den anderen, und jeweils eine davon für kurze Zeit als Vorreiterin. Versuche der Vereinigung aller Erkenntnisse werden gestartet, verlaufen aber regelmäßig im Sande, weil das vorgeblich Ganze hier einmal weniger ist als die Summe seiner Teile. Brückenschläge zwischen einigen Disziplinen (Soziologie und Historie, Psychoanalyse und Politische Ökonomie, Psychologie und Biologie, Psychiatrie und Kriminologie etc.) versprechen eine Inter- oder Transdisziplinarität; sie erbringen interessante Kommunikationen, bevor die Beteiligten wieder zu ihren Stammfächern zurückkehren.

Gleichwohl behauptet sich in unserem Feld eine so genannte Superdisziplin ›Sexualwissenschaft‹, in der die heterogensten Einzelfächer zusammenfinden. Warum ist das so? Hier ist das abgegriffene Wort vom ›Sexualtabu‹ am Platze, das auf die Lebenswelt längst nicht mehr anwendbar ist, aber den Wissenschaftsbetrieb immer noch kennzeichnet: Man scheut davor zurück, das Sexuelle wie jeden anderen Gegenstand zu behandeln, und weist es der Medizin und Psychologie zu. Die Interessierten, in den Einzelfächern an den Rand gedrängt, treffen sich im Zirkel der ›Sexualwissenschaft‹. Ein sozial-kommunikativ äußerst sinnvolles Projekt, wissenschaftstheoretisch aber ein wenig haltbares Gebilde.

Es sind vor allem Neologismen, die bei Sigusch den Versuch einer innovativen und eigenständigen Sexualtheorie markieren. Genannt seien: objektival (61), sexogenerische Sphäre (233), Neosexualität (Kapitel 38, S. 221ff., 527), Paläosexualität (10), Hylomatie, Lean Sexuality, Selfsex (Kapitel 40 und 92), Selfgender (Kapitel 40, 92). Leistet die Strategie, eigenwilliger Neubegriffe zu bilden, das Gewünschte? Es wird nicht ›abgeleitet‹, schon gar nicht aus materialistischer oder psychoanalytischer Theorie. Sondern die Bezeichnungen werden intuitiv gewählt, mit einer der wahrgenommenen Realität sich anschmiegenden Ausdrucksweise. Ich würde das ein phänomenologisches Vorgehen nennen; es widerspricht den beanspruchten Grundlagentheorien. Siguschs Spekulation, die sein Vorgehen legitimieren soll – der kluge Freud hätte seine Theorie längst entsprechend geändert (155) –, ist wirklich hübsch und zeigt den brillanten Verführer; aber die Unterstellung ist natürlich absurd.

Wie so oft in Texten, die sich als sozialwissenschaftlich verstehen und von materialistischen Ansätzen herkommen, wird missverstanden, was Konstruktivismus alles heißt.<sup>2</sup>

2 Siguschs andernorts getroffene Feststellung, Menschen hätten solange gar nicht ›schwul‹ oder ›lesbisch‹ sein können, wie es diese Begriffe nicht gab, hört sich Benkel zufolge (2014: 397) »zu sehr nach einem (wiewohl berechtigten) erkenntnistheoretischen Kalkül an.«

Es segeln ja sehr verschiedene Versionen unter diesem Namen. In der wissenssoziologischen Fassung geht es um die Bedeutungen, welche den Dingen zugewiesen werden. Das reale Substrat (die ›materielle Basis‹) wird dadurch nicht beseitigt oder übersehen, vielmehr wird es erweitert und in seinem Alleinanspruch auf Wahrheit und Analysefähigkeit ergänzt. Das missversteht Sigusch: »Indem zum Beispiel der Konstruktivismus nachweist, dass Geschlecht und Sexualität gemacht sind, beseitigt er sie, weil sie nachweislich weggemacht werden können« (22). Nein – nicht ›weggemacht‹, sondern umgeformt, umfassender gesehen, in Performanz und Zeichen übersetzt usw.

## Fazit

Das große Verdienst des Werks besteht darin, die Sexualität als Gesamtphänomen in den Blick zu nehmen: nicht verkürzt und zerlegt in ihre Einzelercheinungen, nicht in der klinischen Verengung, wohl aber mit einem gesamtgesellschaftlich ausgerichteten Theorieansatz. Das ist die Herausforderung. Das Buch legt Zeugnis ab vom unermüdlichen Denken des Volkmar Sigusch, der sich nunmehr über vier Jahrzehnte hindurch als Haupt der Sexualwissenschaft, nicht bloß der Kritischen, bewährt hat. (Das darf ich als Älterer sagen, ohne herablassend zu wirken.) Nur bleibt mein Einwand: Das Buch macht das Thema Sexualität in der Soziologie nicht heimisch, und die voranschreitende Entsexualisierung in all den *gender-*, *intersectional-*, *queer-* und *affect studies* hält es nicht auf.

## Literatur

- Benkel, Thorsten (2014): »Stigma, Sex und Subkultur«. In: Mildenerger, Florian/Evans, Jennifer/Lautmann, Rüdiger/Pastötter, Jakob (Hg.): *Was ist Homosexualität? Forschungsgeschichte, gesellschaftliche Entwicklungen und Perspektiven*. Hamburg: Männerschwarm, S. 391-426.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1969): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Heider, Ulrike (2001): *Keine Ruhe nach dem Sturm*. Hamburg: Rogner & Bernhard.
- Klimke, Daniela/Lautmann, Rüdiger (2006): »Die neoliberale Ethik und der Geist des Sexualstrafrechts«. In: *Zeitschrift für Sexualforschung* 19(2), S. 97-117.
- Lautmann, Rüdiger (2002): *Soziologie der Sexualität. Erotischer Körper, intimes Handeln und Sexualkultur*. Weinheim: Juventa.
- Lautmann, Rüdiger (2012): »Körper – Praxis – Sexualität: soziologische Positionen«. In: *Zeitschrift für Sexualforschung* 25(4), S. 339-355.
- Lewandowski, Sven (2007): »Die neosexuelle Revolution und die funktional differenzierte Gesellschaft«. In: *Zeitschrift für Sexualforschung* 20(1), S. 69-76.
- Sigusch, Volkmar (1984a): *Vom Trieb und von der Liebe*. Frankfurt/M.: Campus.
- Sigusch, Volkmar (1984b): *Die Mystifikation des Sexuellen*. Frankfurt/M.: Campus.

### Anschrift:

Prof. Dr. R. Lautmann  
Lindauer Str. 7  
10781 Berlin  
Lautmann@uni-bremen.de